



DPA

Tour-Legende Induráin, Verfolger Zülle: „Ein Kreislauf wie bei einem Tier“

Radrennen

„Etwas explodiert in dir“

Miguel Induráin dominiert nun schon im fünften Jahr die Tour de France. Doch weil der Spanier gelernt hat, mit dem Ruhm zu spielen, ist diesmal alles anders: Der Bauernsohn tritt bei der Tour so selbstbewußt auf wie Mick Jagger auf Tournee – und die Fans an den Bergpässen feiern ihn plötzlich als Volkshelden.

Der König der Tour schaut gelangweilt über die Place de la Basilique in Aime-La Plagne, auf dem an diesem Morgen 153 Radprofis besonders hektisch an den Klebebändern zupfen, die sie um ihre Lenker gewickelt haben. Immer wieder steigen sie ab, überprüfen noch mal den Reifendruck.

Sie alle fürchten die 162,5 Kilometer hinauf nach Alpe d'Huez. Auf dieser Alpenetappe erneuert die Tour de France alljährlich ihren Mythos; hier fallen die Schwachen von den Fahrrädern. „Respekt“, sagt der Deutsche Erik Zabel am Start, habe er vor diesen Bergen, „ich habe schon soviel von ihnen gehört – nur rübergekommen bin ich noch nie“.

Miguel Induráin Larraya, 31, ist der einzige Fahrer, der an diesem Morgen Spaß hat. Auf der Rückbank des Wohnmobils sitzt er neben seinem Manager und krümmt sich vor Lachen. Erst als alle Kollegen sich längst in das Rennprotokoll eingeschrieben haben, läßt er sich das Rad reichen. Ohne die Konkurrenten auch nur anzuschauen, rollt er durch eine Gasse von Fans zu jenem Po-

dium, auf dem Bernard Hinault und die Organisatoren der Tour seit einer Stunde auf seine Unterschrift warten.

„Ein Meister, der Beste“, kreischt der fünfmalige Tour-Sieger Hinault ins Mikrofon. Da hebt der Baske die rechte Hand, als segne er Frankreich. In solchen Momenten sind alle, die von der Tour leben, überzeugt: Endlich ist auch Induráin ein Idol geworden, das ihnen Nutzen bringt.

Bei seiner möglicherweise letzten Frankreich-Rundfahrt wird Induráin erstmals auch von den Massen, die an den Pässen zelten, verehrt – als würde die Tour, diese Kombination aus High-Tech-Sport und Faschingsumzug, erst jetzt begreifen, daß ihr etwas fehlen könnte, wenn der Sieger der letzten vier Jahre nicht mehr dabei ist.

Ähnlich wie die Tennisprofis Martina Navratilova oder Ivan Lendl, die über Jahre wegen ihrer Leistungen respektiert und erst am Ende ihrer Karrieren auch gefeiert wurden, erlebt nun der brave Induráin einen Starkult, „der mich erschreckt“. Aber er gefällt ihm auch, jedenfalls gibt sich der einstige

Mann ohne Leidenschaften erstmals lässig und aufsässig wie Mick Jagger.

Dazu gehört, daß er bei den Siegerehrungen Kekse mampft und die schlanken Blondchen von Sponsor Coca-Cola mit Krümeln an den Lippen küßt. Dazu gehört auch, daß er aggressiv wie nie zuvor fährt.

Und als hätte es das vergangene Jahrzehnt nicht gegeben, in dem Induráin nach jeder Floskel eine längere Denkpause einlegen mußte, sprudeln auf einmal pathetische Sätze aus ihm hervor, die Radel-Romantiker für den Beweis von Charisma halten. „Das Herz raste, die Lunge brannte, ich habe gelitten und wäre fast gestorben“, versichert Induráin in La Plagne. Die Tour und ihr Antistar, so scheint es, gehen doch noch eine einträgliche Verbindung ein.

Über Jahre war „El Silencioso“, wie sie ihn in seinem baskischen Heimatort Villava nennen, der größte Feind der Veranstaltung. Gegründet als „grausame Prüfung für Körper und Geist“, lebt Le Tour, die Mutprobe des erwachsenen Mannes, schließlich von dem Ruf, „größer als ihre Helden“ zu sein, wie

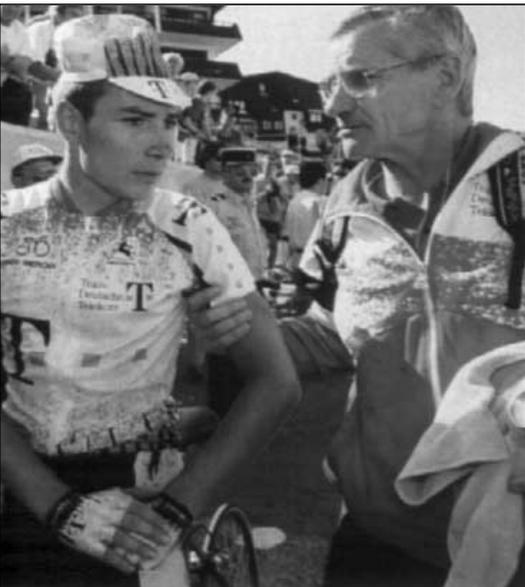
Tour-Direktor Jean-Marie Leblanc immer wieder schwülstig versichert.

Induráin entzauberte in den vergangenen Jahren die schöne Show, weil er bewies, daß Erfolg planbar ist. Der „Chrono-Maître“ (*L'Equipe*) erarbeitete sich im Einzelzeitfahren einen Vorsprung und begnügte sich anschließend, ihn zu verteidigen.

Induráin galt als radelnder Rechenschieber und als der erste von Ärzten geklonte Toursieger. Seine Nase war durch eine Operation erweitert, der Körper exakt vermessen worden: 7,8 Liter Lungenvolumen ließen die Meßgeräte bersten, sein Herz pumpt bei Belastung bis zu 50 Liter Blut pro Minute durch den Körper. Solche Daten wurden zwischen den Rennställen gehandelt wie Forschungsergebnisse aus dem All; nur menschliche Rührstücke verweigerte der Katholik, der bis zur Verlobung auf dem Bauernhof seiner Eltern lebte.

Unbesiegbar und zugleich auch noch langweilig – José Miguel Echávarri und Eusebio Unzué vom Radrennklub Pamplona hatten diesen Schrecken aller Verkäufer des Sports geschaffen. Seit sie von dem Talent gehört hatten, das bei seinem ersten Rennen gleich Zweiter geworden war, verwirklichten sie konsequent ihren Traum: „Wir bilden Miguel zu einer unschlagbaren Rennmaschine aus“ (Echávarri).

So einer wird nicht über Nacht zum Heros. Und im wirklichen Leben ist Induráin wohl immer noch der schüchterne Bub, dem das erste Fahrrad geklaut wurde, als er es abgestellt hatte, um mit dem Traktor über die Getreidefelder seines Vaters zu zuckeln.



Sprinter Zabel

„Du bleibst still wie ein Bock stehen“

Weit ist er nicht gekommen. Das Haus, das er mit Frau Marisa bewohnt, ist nur einen Kilometer vom Hof der Eltern entfernt. Die Polstermöbel haben den Charme der sechziger Jahre, in der Schrankwand steht eine Lexikasammlung und davor das Rad, mit dem er sei-



Medienobjekt Induráin: „Das Herz raste, die Lunge brannte“

ne erste Tour gewann. Sonntags um zwölf gehe er in die Kirche, berichtet der Hausherr. Bis zum Tag der Abreise nach Frankreich wird er hier mit Fragen nach Motivation oder Form genervt. Sie interessieren ihn nicht, denn in Villava lebt er wie die Bauern der Gegend. Die säen, die ernten, und dazwischen gucken sie, ob das Wetter hält. „Vielleicht“, murmelt Induráin, „ist mein wahrer Platz im Leben im Bett.“

Seine Kollegen rätseln, ob dieser Mann vom Dorf wirklich der gute Mensch im Sattel ist, als der er sich gibt, wenn er etwa Zabel für dessen ersten Etappensieg mit einem Klaps auf die Schultern belohnt. Ist es überhaupt möglich, ohne Haß und innere Abgründe die Tour de France zu gewinnen?

„Seine Schwächen bemerkt keiner“, sagt Zabel. „Alle anderen“, weiß der deutsche Udo Bölts, „reißen sich vor Anstrengung das Trikot bis zum Bauchnabel auf, schmeißen die Mützen weg und grabtschen nach allem, was man trinken kann.“ Induráin hingegen setze am Start eine Sonnenbrille auf, und am Ziel nehme er sie wieder ab. Essen, fahren, schlafen – für Echávarri ist es „ein Kreislauf wie bei einem Tier“.

Zweifel verbietet sich die Branche selbst. Während in jeder anderen Sportart außergewöhnliche Resultate automatisch von den Rivalen in Frage gestellt werden, herrscht im Radsport Chancengleichheit: Doping wird als Teil des Wettkampfes verstanden und damit nicht mehr als Betrug.

Induráin, der sich zunehmend selbst als Legende begreift, beginnt, mit seinem Ruhm zu spielen. Zwei Wochen vor dem Start der Tour empfängt er in einem Hotel in Segovia Journalisten, die

aus ganz Spanien hergeflogen sind. „Nach dem Essen“ dürften sie ihn sprechen, hatte Induráin wissen lassen – um 17 Uhr erscheint er, die Finger manikürt, die Füße nackt in Wildlederschuh. Die Audienz dauert 20 Minuten, dann muß sich der Meister massieren

lassen; immerhin ist er bereit, im Weggehen jeden zu berühren, der es wünscht.

Bei der Tour wollen alle von Induráin angefaßt werden: der Pfarrer, der nach Frankreich reiste, um für ihn zu beten, Hinault, die spanischen Journalisten und die Fans aus aller Welt.

Zwanzig Meter hat Induráin hinter dem Zielstrich stets zurückzulegen, bis sich unter dem großen Plakat eines Toursponsors ein Gitter für ihn zur Seite schiebt. Hinter den Tribünen, auf einem winzigen Hocker, spricht er dann jeweils zwei Minuten lang zu zwei Gruppen von 15 schreienden Reportern. Wer Glück hat, erwischt den König der Tour im Wohnmobil noch einmal: 20 Zentimeter breit wird dann das Fenster geöffnet, vor dem die Männer von *El País* auch im Gewitter von La Plagne in die Knie sinken müssen.

So inszeniert sich längst nicht mehr der Bauernsohn, sondern der Millionär, dem fast fünf Millionen Mark Jahresverdienst Sicherheit geben. Immer wieder machen spröde Sportler solche Metamorphosen durch: Auch der verbieteste Fußballtrainer Otto Rehhagel gefällt sich seit seinem Aufstieg von Bremen nach München als Mediendarling.

Alle, die aus geldwerten Gründen einen Helden brauchen, vollenden Induráins wundersame Wandlung gern. *L'Equipe*, als Gesellschafterin der Société du Tour de France an jedem interessiert, der sich zum Heros machen läßt, taufte Induráin „das Gelbe Trikot in Person“ und lud ihn zum „Gipfel der Giganten“, einem Plausch mit Merckx und Hinault.

Der TV-Sender *France 2* zeigt Induráins zuckenden Trizeps in Nahaufnah-

me und die rasierten, vor Schweiß glänzenden Beine im Stakkato schneller Schnitte, unterlegt mit hämmerndem Rap. Und wie Zabel stellen auf einmal alle an Induráin fest, was sie immer vermißten: „Er hat eine Aura.“

Wahr ist, daß der ehemalige Spannungstöter den Kitzel der Überraschungen entdeckt hat. In der vergangenen Woche fiel er an jedem Tag auf: Als Ausreißer, als Jäger oder beim Showdown vor Alpe d'Huez. Und manchmal, stellen Beobachter fest, fletschte er sogar die Zähne wie einst „der Kannibale“ Merckx.

Da wurde selbst das jahrelang so schöne Zeitfahren zum Thriller. Auf dem im Windkanal getesteten Designerrad „Espada“ (das Schwert) ritt der furchtlose Miguel im farblich exakt abgestimmten Dress – Rad und Radfahrer schienen zu verschmelzen und gewannen gemeinsam eine schon verloren geglaubte Etappe.

Seitdem herrscht Induráin wieder über die Tour wie in den vergangenen Jahren. Seine Mannschaft Banesto bewältigt offenbar jedes Detail professioneller als die Gegner. Mal trainiert das Team als einziges schon vor dem Start auf einer schwierigen Strecke; dann wieder tritt es mit einem neuen, natürlich noch aerodynamischeren Helm an.

Im Kreise seines Stabs wirkt Induráin wie der perfekte Profi: Alles ist organisiert, niemand wird unterschätzt, Pannen passieren anderen. Dem Rivalen Tony Rominger etwa, den ein Plattfuß zurückwirft wie Donald Duck die auf seinem Weg liegende Bananenschale.

Dabei profitiert Induráin vor allem davon, daß Banesto als einziger Rennstall die strikte Leibeigenschaft vergangener Radsporttage konserviert hat. Jede andere Mannschaft hat Spezialisten für Berge oder Sprints verpflichtet, die oft nur widerwillig zusammenarbeiten – Induráins Truppe hingegen schweigt und funktioniert nur für ihn. Die Domestiken, die ihn so lange an der Spitze des Feldes eskortieren, bis er seinen Husarenritt zum Ziel antritt, haben mit der Unterschrift in ihrem Ein-Jahres-Vertrag jeglichen Egoismus aufgegeben.

Den Unterschied zwischen dem größten und dem ganz normalen Tour-Teilnehmer macht Erik Zabel, 25, aus Fröndenberg im Sauerland darum vor allem am „Maß des Leidens“ fest. Induráin, sagt Zabel abends nach der Ankunft in Alpe d'Huez, sei lange vor Wind und Rivalen beschützt worden und dann einfach vorne weggefahren – „und dann liegst du hilflos dahinter und weißt, daß du nur einen Stundenkilometer langsamer bist“. Nur, diesen einen Kilometer schneller zu fahren, das gehe nicht mehr: „Dann explodiert etwas in dir, du bleibst auf einmal still wie ein Bock stehen und kommst nicht mehr vom Fleck.“ □

Kubas Lady Di

Bei der Explosion eines Kerosinkochers wurde die kubanische Rekordläuferin Ana Fidelia Quirot lebensgefährlich verletzt. Der Wille, wieder zu laufen, läßt sie Schmerzen und Wunden vergessen.

Gegen ein Uhr nachts hält der schwarze Mercedes vor dem Hermanos-Ameijeros-Hospital, eilig verschwindet der große, alte Mann im Portal. Vor der Intensivstation zieht er sich einen sterilen Umhang über die Uniform, legt eine Maske über seinen Bart, setzt ein Käppi auf und läßt sich dann an das Bett der Patientin mit den schweren Verbrennungen bringen.

Seine kurze Unterhaltung mit der unter Schock stehenden jungen Frau endet mit der Aufforderung an sie, „zu kämpfen“. Die Schwerverletzte fühlt nicht nur die väterliche Zuneigung, sie empfindet die Worte als Staatsbefehl.

„Es war in diesem Moment“, erinnert sich Ana Fidelia Quirot, „als stünde Kubas Regierung neben meinem Bett.“ Die einst beste 800-Meter-Läuferin der Welt verspricht: „Ich werde wieder laufen.“ Da lächelt Fidel Castro und geht.

Zweieinhalb Jahre später setzt ein roter Lada 2105 die Leichtathletin im Panamerikastadion von Havanna ab – und die Copa Cuba, die nationale Meisterschaft, hat ihre Attraktion. Ana Fidelia, die zierlich wirkende Frau mit dem

knallroten Lippenstift und der reflektierenden Sonnenbrille verteilt Küßchen und hält hof.

„So, jetzt habt ihr sie lange genug gesehen“, sagt eine Mutter und drängt ihre drei aufgeregten Kinder weiter. Ana Fidelia wird geliebt, verehrt und als Symbol benötigt.

Es steht wieder einmal nicht gut um Kuba. Die Zuckerernte ist miserabel, Nickel bringt kaum Geld. In der Hauptstadt sind viele Lebensmittel unerschwinglich, nachts wird schon mal der Strom abgeschaltet. In der Not jagt das Volk lieber dem Dollar hinterher als revolutionären Ideen.

Wie gut, daß Fidel wenigstens seine Ana Fidelia Quirot, 32, hat – die Volksheldin, die dem Feuertod entkam.

Noch einmal streift die Läuferin, die die Hälfte der Zuschauer persönlich begrüßt hat, ihren roten Rennanzug glatt. Sie nimmt eine große kubanische Flagge in die Hand und marschier gemessenen Schrittes auf den Rasen gegenüber der Ehrentribüne. Als die Nationalhymne erklingt, läßt sie die Fahne flattern – die Meisterschaft kann beginnen.



Quirot (1995), Gelegenheitsmodel Quirot (1990): „Es ist mit ihr, als würden wir in